

# Vom „statistischen Kleingemälde“ zur „Lebensgeschichte“:

## Die Entwicklung von Biografie- und Lebensverlaufsforschung in der frühen deutschen Soziologie

Martin Schmeiser

Über die Entwicklung der Biografie- und Lebensverlaufsforschung in der frühen deutschen Soziologie ist wenig bekannt. Die ausführliche „Geschichte persönlicher Dokumente in Ethnologie, Soziologie und Psychologie“ von Sigrud Paul (2 Bände 1979) geht lediglich auf die Geschichte der Biografieforschung in den USA ein. Auch die Einführung in die Biografieforschung von Werner Fuchs-Heinritz kommt in dem entsprechenden Kapitel zur „Geschichte der biografischen Forschung“ nur beiläufig auf erste Ansätze zur biografischen Forschung in Deutschland zu sprechen (Fuchs-Heinritz 2000; 106-107; vgl. analog Chanfrault-Duchet 1995). Nur die luzide Geschichte der empirischen Sozialforschung von Horst Kern geht ausführlicher auf die Anfänge der Biografieforschung ein, thematisiert aber lediglich die um 1900 herum von Paul Göhre angestossene Veröffentlichung von Arbeitermemoiren (Kern 1982; 102-106). Und was die Entwicklung der ersten Ansätze der quantitativen Lebensverlaufsforschung anbelangt, so existieren darüber meines Wissens überhaupt noch keine gesonderten Darstellungen. Die nachfolgende Studie zeichnet die Geschichte der Biografie- und Lebensverlaufsforschung in Deutschland ab dem Ende des 19. Jahrhunderts bis 1933 nach. Die Darstellung wird zunächst in den Kontext der Entwicklung der empirischen Sozialforschung ab dem 19. Jahrhundert eingebettet, so werden Hindernisse sichtbar, die der Verwendung autobiografischer Materialien zunächst entgegenstanden.

Die Darstellung beginnt mit einem kurzen Blick auf die Entwicklung in der Sozialforschung ab der Mitte des 19. Jahrhunderts und folgt dann den entscheidenden Stationen bis 1933. Im Resümee wird die Entwicklung von Biografie- und Lebensverlaufsforschung in der deutschen Soziologie im Kontext eines Ländervergleichs und des Vergleichs mit den Nachbardisziplinen diskutiert.

### **1. Unzuverlässige Zeugen? Die Enqueten des Vereins für Sozialpolitik als Arbeiterforschung ohne Arbeiter**

So groß die Zahl autobiografischer und biografischer Dokumente seit der Antike auch war (vgl. Misch 1907/1 bis 1969/8), das Interesse an ihnen bezog sich in den zurückliegenden Jahrhunderten überwiegend auf herausragende und historisch bedeutsame Individuen. Und auch wenn Johann Gottfried Herder bereits Ende des 18. Jahrhunderts eine Programmatik der biografisch fundierten Humanwissenschaften vorlegte (vgl. Herder 1778; 357), findet man wesentliche Ansätze zur Einführung der biografi-

schen Methode erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Dabei erfolgte in der Soziologie die Hinwendung zu autobiografischen Materialien zögerlicher als in der Psychologie, Psychiatrie, Psychoanalyse und Völkerkunde. Das mag zum einen damit zusammenhängen, dass die grossen theoretischen Entwürfe eines Comte, Marx oder Durkheim ihre Hauptaufgabe zuallererst darin gesehen haben, die Gesellschaftlichkeit des Lebens und ihrer Individuen nachzuweisen (vgl. Fuchs-Heinritz 2000; 83). Zum anderen ist jedoch auch die Entwicklung der empirischen Sozialforschung lange Zeit von einem Interesse an der grossen Zahl beherrscht gewesen, so dass sich ein einzelfallorientierter Zugang im deutschsprachigen Raum erst über die besondere Tradition der jüngeren Schule der historischen Nationalökonomie entwickeln konnte.

Um 1850 herum war in Deutschland die ‚Moralstatistik‘ eine Art Modewissenschaft. Sie wollte der kausalen Abhängigkeit des gesellschaftlichen Menschen von bestimmten allgemeinen Faktoren nachgehen. Bei dem Versuch, das Funktionsgefüge der Gesellschaft mit quantifizierenden Methoden transparent zu machen, knüpfte man an die Arbeiten Adolphe Quetelets und sein 1835 erschienenes Buch „Soziale Physik: Abhandlung über die Entwicklung der Fähigkeiten des Menschen“ an. Nicht individuelle Besonderheiten, die je spezifischen Ausprägungen der Lebensgeschichte und der Persönlichkeit eines Einzelmenschen waren für ihn von Interesse, sondern die Suche nach dem „mittleren Menschen“ einer bestimmten Gesellschaftsformation (vgl. Kern 1982; 37 ff.). Dieser mittlere Mensch liess sich nur durch eine numerische Erörterung sozialer Tatsachen ermitteln. Die Regelmässigkeiten einer Gesellschaft konnte man durch die Abstraktion von individuellen Besonderheiten erkennen, und man musste Beobachtungen an einer hinreichend grossen Zahl von Fällen durchführen, um das Zufällige und Individuelle vom Allgemeinen und Sozialtypischen unterscheiden zu können.

Der Aufschwung der deutschen Verwaltungsstatistik in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts stand stark unter dem Einfluss von Quetelet. Seinen Ausdruck fand der Fortschritt der Verwaltungsstatistik in der Gründung von statistischen Büros (Preussen 1805; Westfalen 1809; Bayern 1813; Württemberg 1820). Sie wurden zu staatlichen Sammel- und Veröffentlichungsstellen für statistisches Material (vgl. Bonss 1982; 100). Die deutsche Nationalökonomie war gegenüber den hinter dem Gesetz der grossen Zahl stehenden Quantifizierungsbestrebungen skeptisch eingestellt. Die jüngere historische Schule der Nationalökonomie um Gustav Schmoller und Lujo Brentano glaubte nicht daran, dass Gesetze „wie Brombeeren an der Hecke wachsen“ (Schmoller; Goetz 1941; 206). Sie trat im älteren Methodenstreit des Vereins gegenüber dem Wiener Nationalökonom Carl Menger gegen das Programm einer „exakten“, „deduktiven“ und „abstrakten“ Nationalökonomie an und votierte stattdessen für ein historisches und induktives Vorgehen, das einzelne Phänomene in ihrem So-und-nicht-anders-Gewordensein zu untersuchen hatte (vgl. Lindenlaub 1967; 96 ff.).

Methodisch führte diese Position zu einem Alternativkonzept der empirischen Untersuchung, nämlich einer monographischen Orientierung. In ihrem Zentrum standen Fallstudien, wobei quantitativ-statistische und qualitativ-historische Vorgehensweisen kombiniert wurden. Die alternative Arbeitsweise der Monographie wurde umgesetzt in den Untersuchungen des Vereins für Sozialpolitik. 1873 gegründet, verfochten die Mitglieder die Idee eines bürgerlichen ‚Sozialstaats‘. Nachdem gegenüber England in Deutschland die industrielle Revolution erheblich verzögert eingetreten war, ging es darum, einen möglichen Unfrieden der zunehmend in den Sog des Lohnarbeiterda-

seins geratenden Bevölkerungsgruppen dadurch abzuwenden, dass die Untersuchung der sozialen Frage mit sozialreformerischen Bemühungen verbunden wurde. Schwerpunkt der Vereinstätigkeit wurde die Durchführung sozialwissenschaftlicher Untersuchungen über sozialpolitisch bedeutsame Fragen wie die Fabrikgesetzgebung (1873), das Lehrlingswesen (1875), die Zustände in der Landwirtschaft (1883), die Wohnungsnot (1886), den Wucher (1887), die Hausindustrie (1889) sowie die Verhältnisse der Landarbeiter (1892) (vgl. Kern 1982; 89).

Begnügte man sich zunächst mit dem Erstellen von Gutachten, so entwickelte der Verein mit der Zeit ein differenziertes Erhebungsverfahren: die Enquete. Sie war die einmalige Untersuchung eines Problemkomplexes, dessen Erörterung für die Vorbereitung der Sozialgesetzgebung wichtig erschien. Sie war komplex angelegt, da Informationen aus statistischen Aufarbeitungen, monographische Studien, Befragungen von Experten und Interessenten sowie Gutachten von Wissenschaftlern in sie eingingen. Ihr Hauptmittel war die Anhörung von Zeugen und Sachverständigen, in der wie in einem „Tribunal alle Parteien mit ihrem Anliegen“ geladen werden sollten (Bonss 1982; 128 f.). Ein allseitiges Bild der Tatsachen sollte dadurch entstehen, dass divergierende Standpunkte konfrontiert wurden. Die einem Gerichtsverfahren ähnelnde Kreuzverhörtechnik war den sozialpolitischen Enqueten des britischen Parlaments entlehnt, die eine ungewöhnlich kühne Enquetetechnik besaßen (Kern 1982; 74-77). Schaut man die entsprechenden Untersuchungen jedoch durch, dann wird deutlich, dass nicht alle Parteien mit ihren Anliegen geladen wurden, sondern eine Forschung mittels „orts- und sachkundiger Männer“ betrieben wurde, als die dann Arbeitgeber, Verbandsvertreter, Lehrer, Pfarrer und Beamte galten. Bei der Landarbeiterenquete von 1892 wurde eine schriftliche Befragung von 3.180 Landwirten und Gutsbesitzern unternommen, nicht jedoch eine Befragung der Landarbeiter selbst, die ja eigentlich Gegenstand der Studie waren. Als der Sozialdemokrat Max Quarck zur Landarbeiterenquete anmerkte, hier liege keine Einvernahme von „Zeugen“, sondern die Selbstdarstellung einer „Partei“ vor, wandte man ein, dass die Betroffenen „geistig so wenig entwickelt und über ihr Selbstinteresse so wenig klar“ seien, „dass eine kurze Vernehmung wahrscheinlich wenig Bedeutsames und Wertvolles zu Tage gefördert haben würde“ (Verein für Sozialpolitik 1892; XII).

Max Weber, der die Bearbeitung der „Lage der Landarbeiter im ostelbischen Deutschland“ (1892a) übernommen hatte, räumte die Schwäche des Vorgehens indirekt ein, als er am Schluss seines tausend Seiten starken Berichts darauf zu sprechen kam, dass über die „subjektive Stellungnahme der Arbeiter innerhalb der gegenwärtigen Veränderungen“ das Material nur eine „teilweise“ und „unvollständige“ Antwort gebe (1892a; 919). Weber sah klar und deutlich, dass in der Enquete nur die „Angaben und Auffassungen der Arbeitgeber allein zum Ausdruck gelangen“ (1892a; 63). Als er dann aufgrund seiner guten persönlichen Beziehungen zum Generalsekretär des Evangelisch-sozialen Kongresses, Paul Göhre, in die Lage kam, den Kongress dafür zu gewinnen, seinerseits eine neue Enquete über die Lage der Landarbeiter durchzuführen, ging es ihm darum, unparteisichere Ergebnisse zu gewinnen als zuvor. Statt der Gutbesitzer und Landwirte unternahm er deshalb eine „Befragung der Geistlichen“. Das „scheinbar Nächstliegende“, nämlich „die Arbeiter selbst in Gestalt der Versendung eines Fragebogens“ heranzuziehen, schien Max Weber unpraktikabel. Wer die „Eigenart dieser Arbeiter“ kenne, wisse, dass ein solches Vorgehen „erhebliche Verwirrung gestiftet, aber kein sachliches Ergebnis gehabt“ hätte. Also bleibe nur

der Weg, ortsangesessene Mittelpersonen mit der Befragung zu betrauen. Da die Probleme „in ganz hervorragendem Masse auf dem psychologischen Gebiet“ lägen, schien Weber der gangbarste Weg der, „den Versuch zunächst bei den Geistlichen zu machen“ (1893; 209-210).

Die von Max Weber und Paul Göhre angeschriebenen Landgeistlichen gingen schließlich so vor, dass sie „die Arbeiter ihres Dorfes“ zusammennahmen „und mit ihnen kollegialisch“ verhandelten, teils wählten sie „den Weg der ambulanten Einzelausfrage“. Jedenfalls hatte Weber über die Vermittlung dieser Vertrauenspersonen eine „Fülle von Angaben aus Arbeitermund“ vor sich. Als er dann im Mai 1894 auf dem Fünften Evangelisch-sozialen Kongress in einem Referat über die Enquete berichtete, betonte er nicht ohne Stolz gleich zu Beginn, dass eine „Personenklasse“ an der Untersuchung mitgearbeitet habe, „die in unserem Staate bisher überhaupt noch nie zu Wort gekommen ist, und welche deshalb die Gesetzgebung bisher konsequent ignoriert hat: *die deutschen Landarbeiter*“ (1894; 314).

Die Enqueten des Vereins für Sozialpolitik hatten also zunächst die Lebensverhältnisse der Arbeiter zu erforschen versucht, ohne die Arbeiter selbst zu befragen. Noch für die 1880er Jahre konstatierte Gottlieb Schnapper-Arndt, dass diejenigen, die über „Arbeiterverhältnisse“ schrieben, ihre Angaben „von den Arbeitgebern“ bezogen. Sich stattdessen „mit dem Arbeiter selbst in Beziehung zu setzen“ erschien diesen Forschern „als ein unerhörtes Wunder“ und als „ein unzuverlässiges, gewagtes, abenteuerverliches Verfahren“ (1888; 89). Obwohl die jüngere historische Schule der deutschen Nationalökonomie ein alternatives Methodenverständnis besaß, das einer einseitigen Quantifizierung gegenüber skeptisch eingestellt blieb, war die Reserve gegenüber einer direkten Befragung von Arbeitern und Landarbeitern so stark, dass sich in diesem Feld zunächst kein Ansatz für eine qualitative Forschung und die Biografieforschung entwickeln konnte (vgl. auch die ernüchternde Schilderung der Entwicklung der Feldbeobachtung nach 1880 bei Oberschall 1965; 123-132).

Die Zurückhaltung gegenüber den angeblich unzuverlässigen Zeugen ist ein merkwürdiges Phänomen. Das Argument, dass man es bei den Landarbeitern mit einem „geistig wenig entwickelten“ Personenkreis zu tun habe, ist dabei nur vordergründig stimmig, zumal Webers zweite Enquete durchaus den Gegenbeweis antrat, auch wenn er sich der Landgeistlichen als Vertrauens- und Mittelpersonen bediente. Sicherlich hat damals ein patriarchalisches Selbstverständnis der Nationalökomen eine Rolle gespielt, nach dem es vollauf genügte, sich auf das Zeugnis der Arbeitgeber zu verlassen (vgl. Bonss 1982; 137). Unübersichtbar ist jedoch auch, dass die späteren Untersuchungen des Vereins, die dann nach der Wende ins 20. Jahrhundert den Weg der direkten Befragung wählten, mit einem sehr starken Misstrauen der Arbeiter konfrontiert waren (vgl. Kern 1982; 97 f.). Eine Demokratisierung der deutschen Gesellschaft hatte noch nicht stattgefunden, und Wilhelm II. hatte keinen Zweifel darüber aufkommen lassen, dass die Mitgliedschaft in der Sozialdemokratie mit den Pflichten einer „Lehrers unserer Jugend an der königlichen Hochschule“ unvereinbar war (Mast 1980; 109), zudem waren die Jahre 1878 bis 1890 durch die Sozialistengesetze bestimmt. Die Professoren mussten demnach den Arbeitern zwangsläufig als „königlich preussische Beamte“ und als Vertreter der bürgerlichen Wissenschaft erscheinen, und für die Professoren war die Distanz zu den unteren Bevölkerungsschichten offenbar so groß, dass der Weg der direkten Befragung und der teilnehmenden Beobachtung gar nicht erst beschritten wurde.

In anderen europäischen Ländern und den Vereinigten Staaten war im 19. Jahrhundert die direkte Befragung und teilnehmende Beobachtung einfacher Bevölkerungsgruppen durchaus gängig (man denke an Le Play in Frankreich und die Chicago School in den USA), während in Deutschland aufgrund einer noch fehlenden Demokratisierung auch ein deutscher Sonderweg der zögerlichen Annäherung an das Forschungsobjekt vorlag. Es dürfte deutlich geworden sein, dass die Vorbehalte gegenüber den unzuverlässigen Zeugen ein Hemmschuh für die Entwicklung der modernen Biografieforschung waren. Sie setzt gerade voraus, dass man sich den Jedermannsbiografien zuwendet, während die Biografik früherer Jahrhunderte eine Art Forschung über ‚große Männer‘ war. Was aber dem Verein für Sozialpolitik trotz eines alternativen Methodenverständnisses bis zum Ende des 19. Jahrhunderts nicht gelang, wagten dann zwei Außenseiter: Gottlieb Schnapper-Arndt und Paul Göhre.

## 2. Die „statistischen Kleingemälde“ von Gottlieb Schnapper-Arndt

Der erste, der im deutschsprachigen Raum eine Art Biografieforschung forderte, war der an der Universität Lemberg lehrende Philologe Richard Maria Werner, der 1895 den Vorschlag machte, nicht nur die Biografien berühmter Menschen aufzuschreiben. Er ging davon aus, dass „jedes Menschenleben eine Erzählung (verdient)“, und forderte deshalb, „durch solche Biographien der ‚Namenlosen‘ dem Völkerpsychologen reiches Material zuzuführen“ (Werner 1895; 70 und 72).

Eine erste Umsetzung erfuhr dieses Programm dann durch die Veröffentlichung „Nährkele. Ein sozialstatistisches Kleingemälde aus dem schwäbischen Volksleben“ (1904) von Gottlieb Schnapper-Arndt. Schnapper-Arndt führte aufgrund einer vermögenden Herkunft ein Leben als unabhängiger Privatgelehrter und war erst sehr spät an der Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften in Frankfurt am Main als Dozent für Statistik tätig. Er hatte eine gründliche Ausbildung bei den Vertretern der historischen Schule der Nationalökonomie durchlaufen. In seinen wirtschaftsgeschichtlichen Forschungen war er der Überzeugung, dass man sich auf kleine, eng begrenzte Gebiete beschränken müsse. Ähnlich ging er auch bei der sozialstatistischen Arbeit vor. Bei der Untersuchung von Haushaltsbudgets ging es ihm nicht um die großflächige und ungenaue Erfassung vieler Budgets, sondern er konzentrierte sich auf Einzelfälle, die er zeitaufwändig und minutiös recherchierte.

„Nährkele“ ist zunächst die „wirtschaftliche Biographie“ einer 1835 geborenen Weisszeugnäherin, die ihren Unterhalt durch Flicken und das Anfertigen von Morgenhauben, Kragen und Manschetten verdiente. Die Quellenbasis der Einzelfallstudie ist breit: Briefe, Quittungen, Steuerzettel, Einnahme- und Ausgabebücher, „mehrfache Besichtigungen ihrer Wohnung“ und „zahlreiche Gespräche“, die Schnapper-Arndt mit dem Nährkele führte, als diese für seine Frau arbeitete. Detailliert werden die Besitz- und Erwerbsverhältnisse rekonstruiert, es werden die Ernährungsgewohnheiten geschildert, und es wird ein Wohnungs- und Kleidungsinventar erstellt. Schließlich wird die Lebensgeschichte von Nährkele dargestellt, wobei die äußere und innere Lebensgeschichte auch unter Rückgriff auf zahlreiche Passagen aus den mit ihr geführten Gesprächen zur Darstellung gebracht wird. Bei der Veröffentlichung dieser Lebensgeschichte war sich Schnapper-Arndt sehr wohl bewusst, dass er um „einiges den Rahmen überschreitet, innerhalb dessen ich mich in früheren Publikationen gehalten habe“. Er begründete diese Form der Biografieforschung mit dem Worten: „Ich

erachte, dass psychologische Zustände und Entwicklungen einer naturgetreuen Beobachtung und Wiedergabe sowohl fähig wie würdig sind, und dass es nicht genügt, die nötigen realistischen Einblicke nur in anormalen Fällen, nämlich aus Biographien hervorragender Persönlichkeiten oder aus Gerichtsverhandlungen zu erhalten“ (1904; 210). Die Hinwendung zum Einzelfall und seiner Lebensgeschichte wurde damit legitimiert, dass man es mit einer „für das äußere und namentlich innere Leben weiter Volkskreise charakteristischen Lebensgeschichte“ zu tun habe. Schnapper-Arndt war an typischen Einzelfällen interessiert, dementsprechend hieß es gleich zu Beginn der Veröffentlichung: „Nicht das Leben eines Menschen, das Leben vieler wird erzählt, wenn immer wir uns in die Geschichte eines einzigen ernstlich vertiefen“ (1904; 190).

Schnapper-Arndts Hinwendung zu Haushaltbudgets erklärt sich durch die Rezeption der Arbeiten von Frédéric Le Play, dem in der frühen Entwicklung der empirischen Sozialforschung die Rolle zukam, die monographische Detailanalyse an die Stelle der Massenbeobachtung zu setzen (vgl. dazu Kern 1982; 50 ff.). Le Play wandte sich von der damals noch üblichen sekundäranalytischen Auswertung von Massendaten ab, und plädierte für ein Verfahren der Primärerhebung, wobei bei ihm die direkte Beobachtung von Familien im Zentrum stand. Herzstück seiner Familienuntersuchungen war die Erhebung so genannter Familienbudgets (Budget der Jahreseinnahmen und -ausgaben). Das Verfahren der monographischen Detailanalyse war eine Methode der ‚Empirie der kleinen Zahl.‘ Die direkte Beobachtung der Lebensweise von Familien verursachte einen beträchtlichen Erhebungsaufwand, so dass die Zahl der Erhebungsfälle radikal eingeeengt werden musste. Je kleiner die Fallzahlen aber wurden, desto schärfer stellte sich die Frage nach den Kriterien der Fallauswahl. Von daher überrascht es nicht, dass Schnapper-Arndt betont, eine „charakteristische Lebensgeschichte“ darzustellen. Sorgfalt bei der Auswahl der Untersuchungsobjekte konnte nur dann garantiert werden, wenn man sich auf für den Gesamtzusammenhang typische Einzelfälle konzentrierte.

### **3. Methodische Innovation eines Außenseiters: Paul Göhre und die Sammlung von Arbeitermemoiren**

Kurz nach der Wende ins 20. Jahrhundert erschien in Deutschland eine Reihe von Arbeitermemoiren, bei deren Veröffentlichung Paul Göhre eine wichtige Rolle spielte. Göhre war ein an der Arbeiterfrage interessierter Theologe, der schliesslich „selbst unerkannt unter die Leute (ging)“ und einige Zeit als Fabrikarbeiter tätig war, um dann die Ergebnisse seiner teilnehmenden Beobachtung 1891 unter dem Titel „Drei Monate Fabrikarbeiter und Handwerksbursche“ zu veröffentlichen. Danach übernahm er das Amt des Generalsekretärs des Evangelisch-sozialen Kongresses, in dem er zum linken Flügel zählte, trat dann der SPD bei und erhielt schliesslich einen Reichstags-sitz (vgl. Kern 1982; 102 f.).

„Drei Monate Fabrikarbeiter“ erregte viel Aufsehen, aber erntete auch Kritik. Max Weber, der mit Göhre befreundet war und mit ihm bei der Planung der Landarbeiter-enquete durch den Evangelisch-sozialen Kongress eng zusammenarbeitete, verteidigte schliesslich öffentlich Göhres Vorgehen, indem er hervorhob, „daß es zahlreiche und höchst wichtige ‚Imponderabilien‘ der Arbeiterfrage gibt, über die allerdings nur der Weg örtlicher autoptischer Recherche Aufschluß geben kann“ (Weber 1892b; 111). Göhre begann nun, Arbeitermemoiren anzuregen, zu sammeln und herauszugeben.

Am Beginn standen die „Denkwürdigkeiten und Erinnerungen eines Arbeiters“ von Karl Fischer (1903), dann Moritz Brommes „Lebensgeschichte eines modernen Fabrikarbeiters“ (1905), Fischers „Arbeiterschicksale“, Wenzel Holeks „Lebensgang eines deutsch-tschechischen Handarbeiters“ (1909) und schließlich „Das Leben eines Landarbeiters“ von Franz Rehbein (1911) und „Jugendgeschichte einer Arbeiterin“ von Adelheid Popp (1909) (vgl. zu weiteren Dokumenten Emmerich 1974/75, Friedrichs o. J.).

Zwar stießen die Arbeiterlebenserinnerungen bei den Sozialforschern auf ein reges Interesse, aber es lässt sich nicht sagen, dass damit in Deutschland die Stunde der Biografieforschung begann. Erst 1929 wurde im „Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik“ die von dem damals in Basel lehrenden Robert Michels angeregte Dissertation Adalbert Kochs „Arbeitermemoiren als sozialwissenschaftliche Erkenntnisquelle“ veröffentlicht. Koch wollte mit der Erfassung der Lebenserinnerungen „eine solide Grundlage für das Studium der Psyche und der Lebenswelt des Proletariats schaffen“. Den Wert der Quellen sah er darin, etwas über „die eigentliche proletarische Lebensführung des Alltags“ zu erfahren, und er versuchte um eine „abstrakt vorgestellte Figur“ herum „die typischen Erlebnisse und Ereignisse des proletarischen Lebens“ herauszuarbeiten (1929; 129, 147 f.). In der Beurteilung von Lebenserinnerungen als Quelle ist bei Koch weniger bedeutsam, dass er von Erinnerungstäuschung und von Tendenzen zum Verschweigen und Verstellen in der Selbstdarstellung spricht, sondern dass ihn das Problem beschäftigt, ob man es überhaupt mit Memoiren von Arbeitern zu tun hat. Hier stellt er fest, dass bei den Autoren „außerordentliche persönliche Verhältnisse“ wie „Junggesellentum“ und „Kinderlosigkeit“ die Niederschrift veranlasst haben, dass der Bildungsgrad der Autoren über dem Durchschnitt der übrigen Klassenangehörigen liegt und dass die Autoren bei der Niederschrift nicht mehr dem „werk tätigen Proletariate“ angehörten, sondern „in eine höhere soziale Schicht hinaufgestiegen“ waren (1929; 132 f., 148). Steht bei Schnapper-Armdts Vorgehen der Suche nach einem lebensgeschichtlichen Erzähler das Problem der Exemplarizität des Einzelfalls im Zentrum der Reflexion, so drängt sich bei der Verwendung von vorliegenden gedruckten autobiografischen Materialien das Problem der Repräsentativität in den Vordergrund. Tatsächlich kommt man beim Rückgriff auf gedruckte Lebenserinnerungen nicht darum herum, sorgfältig abzuklären, was der Anlass der Niederschrift war, und dann näher zu bestimmen, mit welchem Personenkreis man es überhaupt zu tun hat. Aus heutiger Sicht läge dann mit Blick auf die genannten Arbeitermemoiren der Ratschlag nahe, in diesen nicht nach den typischen Strukturen des Proletarierlebens zu suchen, sondern sie etwa unter Einbezug von Bruno H. Bürgels „Vom Arbeiter zum Astronomen: Der Aufstieg eines Lebenskämpfers“ (1929) zum Ausgangspunkt einer Studie über Aufsteiger mit proletarischer Herkunft zu machen, wie dies bereits Theodor Geiger (1931; 156) einmal empfahl.

#### **4. Die Untersuchungen über „Auslese und Anpassung der Arbeiter in der Großindustrie“ – Ein fehlgeschlagenes Projekt von Alfred und Max Weber**

Der Verein für Sozialpolitik hatte in zahlreichen Untersuchungen eine Unmenge von Querschnittsdaten über die Lebensverhältnisse der Arbeiter gesammelt. Das Aufkommen der Arbeitermemoiren lud nun dazu ein, den Blickwinkel von punktuellen Analysen weg und auf Lebensverläufe zu richten. Es war also de facto nur ein kleiner

Schritt erforderlich, um in der empirischen Sozialforschung selbst den Versuch zu unternehmen, eine lebenslaufsoziologische Fragestellung zu entwickeln, und die Sozialforschung um eine diachrone Untersuchungsperspektive zu bereichern. Eine solche lebensverlaufsorientierte Perspektive wurde von der zweiten Generation der Mitglieder des Vereins für Sozialpolitik in der Untersuchung „Auslese und Anpassung (Berufswahl und Berufsschicksal) der Arbeiter in den verschiedenen Zweigen der Großindustrie“ (1909-1912) entwickelt. Die Initiatoren der für die spätere Entwicklungsphase des Vereins für Sozialpolitik wohl bedeutendsten Untersuchung waren Alfred Weber, dessen Bruder Max Weber und Heinrich Herkner.

Die Fragestellung des Projekts hatte Max Weber in einem Memorandum formuliert: „Die gegenwärtige Erhebung versucht festzustellen: einerseits, welche Einwirkung die geschlossene Großindustrie auf persönliche Eigenart, berufliches Schicksal und außerberuflichen ‚Lebensstil‘ ihrer Arbeiterschaft ausübt, welche physischen und psychischen Qualitäten sie in ihnen entwickelt, und wie sich diese in der gesamten Lebensführung der Arbeiterschaft äußern, – andererseits: inwieweit die Großindustrie ihrerseits in ihrer Entwicklungsfähigkeit und Entwicklungsrichtung an gegebene, durch ethnische, soziale, kulturelle Provenienz, Tradition und Lebensbedingungen der Arbeiterschaft erzeugte Qualitäten derselben gebunden ist. Es sind also zwei verschiedene Fragen miteinander verkoppelt, welche der Theoretiker scheiden kann und muß, die aber in der Praxis der Untersuchung fast überall kombiniert miteinander auftreten“ (1908; 1 f.).

Die für uns interessanteste Fragestellung ist diejenige, welche die Einwirkung der Großindustrie auf das berufliche Schicksal der Arbeiter ermitteln wollte. Hier war man an der typischen „Berufskarriere“ der Arbeiter interessiert (1908; 57), wobei dann schließlich für die Untersuchung entscheidend wurde, an Stelle der Berufsbiografien „die Entwicklung der Verdienstkurven bei Arbeitern“ in Abhängigkeit vom Lebensalter darzustellen (1908; 43). Als Alfred Weber 1912 den Vortrag „Das Berufsschicksal der Industriearbeiter“ hielt, stellte er mehrere Verdienstkurven von Drahtziehern, Schmelzern, Spinnerinnen und Spinnern, Weberinnen und Webern vor. Hier nahm der erzielte Verdienst vom 20. bis zum 40. Lebensjahr kontinuierlich zu, um dann nach dem Scheitelpunkt bis zum Alter von 60 Jahren um zwanzig Prozent gegenüber dem ehemaligen Maximalverdienst zu sinken. Weber brachte diese Einkommensverluste im Alter damit in Verbindung, dass die Arbeiter ab dem 40. Lebensjahr von den hoch bezahlten Stellen an die Peripherie der Hilfslangertätigkeiten abgedrängt wurden, wenn sie nicht gar ausserhalb des Betriebs gestellt wurden und dann als kleine Gastwirte oder Hausierer ihr Einkommen zu erwirtschaften hatten. Der Befund, dass „das 40. Lebensjahr den entscheidenden Knick“ im Lebenslauf der Arbeiter darstellt (1912; 383), kontrastierte eigentümlich damit, dass der „Verlauf des Berufsschicksals“ in anderen Berufsgruppen Momente eines karriereartigen Zuwachses aufwies: Während der Unternehmer mit 40 Jahren „erst auf seiner Klimax“ sei, der Beamte erst dann die höchsten Positionen erklimmen würde und selbst der Handwerker noch zwanzig Lebensjahre vor sich habe, in denen er sich „mehr in der Zunft und Ähnlichem“ betätige, sei das Problem des Arbeiters, dass er in den Jahren „seiner besten geistigen Kräfte und seiner psychisch folglich größten Ansprüche ans Leben“ in Gefahr sei, „zu sinken“ (1912; 388, 384). Um der „Berufskurve jene fürchterliche Abwärtsneigung nach dem 40. Lebensjahr zu nehmen“, plädierte Alfred Weber dafür, die „Verdienstkurve“ durch die „Einkommenslinie“ der „Rente“ vom 55. bzw. 50.



Jahr an zu ergänzen und die Berufsbildung so umzuorganisieren, dass sie eine „mannigfaltige Arbeitseinstellung für das spätere Leben“ bietet (1912; 398, 402).

Als die Ergebnisse der Untersuchung dann als Nummer 133 der Schriften des Vereins für Sozialpolitik in insgesamt sechs Teilbänden veröffentlicht waren (1910-1912), hatte man zwar äußerlich einen erfolgreichen Projektabschluss erreicht, doch insgesamt zeigte sich, dass das Vorhaben aus mehreren Gründen fehlgeschlagen war. Zum einen war das ausgebreitete Material von unterschiedlicher Güte. Da der Weg der schriftlichen Befragung gewählt worden war, fielen die Rücklaufquoten teilweise aufgrund des Misstrauens der politisch engagierten Arbeiter gegenüber der „bürgerlichen“ Wissenschaft deprimierend niedrig aus (vgl. dazu Kern 1982; 97-98). Zum anderen fehlte es „völlig an einer konsequenten Interpretation des Materials“ (Kern 1982; 99). Die von den beiden Weber-Brüdern entwickelten Fragen blieben aufgrund methodischer Defizite meist unbeantwortet. Doch auch wenn die Enquete der jüngeren Generation des Vereins für Sozialpolitik letztlich als missglückt bezeichnet werden muss, ist wichtig zu sehen, dass es sich bei Alfred Webers Interesse an der „Aufklärung des Berufsschicksal der Industriearbeiter“ um eine genuin lebenslaufssoziologische Untersuchungsperspektive handelt. Als 1911 in Nürnberg auf der Tagung des Vereins für Sozialpolitik die Resultate der Enquete diskutiert wurden, hob Alfred Weber als Diskussionsredner hervor, er hätte vor Inangriffnahme der Studie „nur Rahmenhaftes über dieses Berufsschicksal“ gewusst: „Man wußte Bescheid über die Arbeitszeit, über Lohn, über die Verhältnisse der Wohnung, diese äußerlichsten Einrahmungen, auch über die Verhältnisse der Ernährung usw. Seither sind uns die Inhalte des Arbeiterberufsschicksals in sehr starkem Maße aufgeklärt worden, vor allen Dingen durch die Arbeiter selbst und ihre Biographien; – dann aber doch auch durch diese Enquete“ (Verein für Sozialpolitik 1911; 149). Es war also die Lektüre der Arbeiterlebenserinnerungen, die Alfred Weber auf den Gedanken gebracht hatte, mittels der Aufzeichnung von Verdienstkurven über die Lebensspanne hinweg das objektive Berufsschicksal der Arbeiter zu erfassen.

### **5. Ursprünge der Biografieforschung in Psychologie, Völkerkunde, Psychiatrie und Psychoanalyse zu Beginn des 20. Jahrhunderts**

Bevor die weitere Geschichte der Verwendung autobiografischer Materialien in der Soziologie skizziert wird, ist kurz ein Blick auf die Situation in der Psychologie, Völkerkunde, Psychiatrie und Psychoanalyse zu werfen. Die Verwendung lebensgeschichtlicher Materialien findet hier früher als in der Soziologie statt. Folgt man einer These von Thomae, dann finden sich wesentliche Ansätze zur Einführung der biografischen Methode in diesen Disziplinen mit der Wende ins 20. Jahrhundert, „wobei die Entwicklung auf einmal von den verschiedensten Ursprungsorten her einsetzte“ (Thomae 1952; 76).

Im ausgehenden 19. Jahrhundert wird Wilhelm Dilthey die Biografik fördern. Gegen die „Experimentalpsychologie“ gerichtet, will er eine „Darstellung des Singularen“ und ein „liebevolleres Verständnis des Persönlichen“ statt einer Nachahmung naturwissenschaftlicher Methodik. Aber für ihn ist das bedeutende Individuum der Grundkörper der Geschichte. „Jedes Leben kann beschrieben werden, das kleine wie das mächtige (...). Aber der historische Mensch, an dessen Dasein dauernde Wirkungen geknüpft sind, ist in einem höheren Sinne würdig, in der Biographie als Kunst-

werk fortzuleben“ heißt es in Diltheys „Plan der Fortsetzung zum Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften“ (Paul 1979/1; 29). Diltheys Anregungen gingen in die Schulpsychologie kaum ein, auch wenn die biografische Methode nach der Wende ins 20. Jahrhundert an Bedeutung zunahm. Einfluss gewannen sie aber vor allem in der Entwicklungspsychologie. Ferner ist auf die „Geschichte der Autobiographie“ des Dilthey-Schülers Misch (1907/1-1969/8) hinzuweisen.

Auch in der Völkerkunde vollzogen sich um die Jahrhundertwende entsprechende Wandlungen. Hier war das Problem, die alte Vorstellung von einer „Individuenlosigkeit“ der „primitiven Naturvölker“ hinter sich zu lassen, die statt individuell differenzierter Fremdgruppen nur homogene Kollektivitäten zu sehen in der Lage war. Anstöße zu einer Beachtung des Individuellen gaben vor allem Alfred Vierkandt und der Ethnosozologe und Völkerpsychologe Richard Thurnwald. Thurnwald wurde nicht müde zu betonen, bei Studien über fremde Gesellschaften die Einzelpersönlichkeit als kleinste Einheit nicht zu übersehen. Es war dann seine Frau Hilde Thurnwald, die mit „Menschen der Südsee“ den Versuch unternahm, der Vorstellung entgegenzutreten, „dass bei Naturvölkern alle Individuen eines Gemeinwesens einander gleich sind“ (1937; V; vgl. auch Paul 1979/1; 37-150).

Obwohl es Krankengeschichten so lange wie ärztliche Behandlungen gibt (vgl. Tölle 1998), nahm die wissenschaftlich-biografische Forschung in der Psychiatrie erst um die Jahrhundertwende ihren Aufschwung. Zwar reichen mit dem „Magazin für Erfahrungsseelenkunde“ (1783-1793) von Karl Philipp Moritz die Ansätze zu einer psychopathologischen Kasuistik bis ins 18. Jahrhundert zurück (vgl. dazu Paul 1979/2; 43 f.). Für die moderne Krankengeschichte wurde jedoch Emil Kraepelin mit der Entwicklung der Anamnese bedeutsam (vgl. zur Anamnese Kehrer 1928). Die Zusammenfassung von subjektiv gewonnenen Befunden zur Krankengeschichte wurde schließlich in der Tübinger Schule Robert Gaupps und bei dem Heidelberger Psychiater Hans Walter Gruhle zentral. Gaupp wurde bekannt mit der Monographie über den Hauptlehrer Ernst Wagner, der 1913 vierzehn Menschen umgebracht hatte. Während der Zeit einer 25jährigen Beziehung zum Täter veröffentlichte Gaupp ein Dutzend Arbeiten über seinen wichtigsten Patienten. Es war die Vertiefung in einen Fall, mit der Gaupp sein wissenschaftliches Ansehen erwarb (vgl. Foerster et al. 1999). Gruhle gab die Reihe „Abhandlungen aus dem Gesamtgebiete der Kriminalpsychologie. Heidelberger Abhandlungen“ im Julius Springer Verlag heraus, in der einige Lebenslaufuntersuchungen erschienen sind: „Die Ursachen der jugendlichen Verwahrlosung und Kriminalität“ von Hans W. Gruhle (1912), „Lebensschicksale geisteskranker Strafgefangener: Katamnestiche Untersuchungen nach den Berichten L. Kirns über ehemalige Insassen der Zentralstrafanstalt Freiburg i. B. (1879-1886)“ von August Homburger (1912), „Über Massenmörder: Ein Beitrag zu den persönlichen Verbrechenursachen und zu den Methoden ihrer Erforschung“ von Albrecht Wetzel (1920), „Studien über Persönlichkeit und Schicksal eingeschriebener Prostituierten“ von Kurt Schneider (1921), „Die Ursachen der Trunksucht und ihre Bekämpfung durch die Trinkerfürsorge in Heidelberg“ von Ernst Gerhard Dresel (1921), und „Lebensschicksal und Persönlichkeit ehemaliger Fürsorgezöglinge“ von Adelheid Fuchs-Kamp (1929).

Wesentliche Ansätze zu einer Methodologie der psychiatrischen Biografie bot dann Karl Jaspers mit seiner „Allgemeinen Psychopathologie“ (1913b). „Jede rechte Kranken-Geschichte führt zur Biographie“ (1913b; 563) mahnt er an. Jaspers stand

unter dem Einfluss von Emil Kraepelin, der immer wieder gefordert hatte, dass in der Psychiatrie die „Gewinnung ganzer Lebensläufe“ Grundlage der empirisch-klinischen Forschung sein müsse. So versuchten er und andere schließlich, neben den Berichten einer ärztlichen Konsultation den Blick auszuweiten auf klinische Krankenakten und diverse Gerichtsakten. Überzeugt davon, dass man sich in der Psychiatrie „ohne die Schilderung einzelne Fälle nicht verständigen kann“ (1910; 85), kritisierte Jaspers vor allem, dass die bisher veröffentlichten Krankengeschichten nur dem „Beweis allgemeiner Thesen“ dienten. Er monierte zudem, „wie wenig die Weise ihrer Abfassung bewußt gepflegt wird“ (1913b; 571). Seine frühen psychiatrischen Aufsätze zeigen deutlich, dass es ihm nicht nur um eine Darstellung der „Krankengeschichte“, sondern um „Biographien“ ging (1910; 86). Entsprechend vorbildhaft fallen seine ausführlichen Fallschilderungen aus. In seiner Arbeit über „Dementia praecox (Schizophrenie)“ wird etwa der Fall „Dr. Joseph Mendl“ auf insgesamt vierzig Seiten dargestellt, wobei nach der Darstellung der „Krankengeschichte“ die „Analyse“ resp. Fallinterpretation folgt (1913a). Vor allem sind „Krankengeschichte“ und „Analyse“ strikt getrennt, während heute noch in der qualitativen soziologischen Forschung eine Vermischung von Falldarstellung und -interpretation in der erdrückenden Mehrzahl der Fälle stattfindet, die es einem erschwert, nachzuvollziehen, wovon überhaupt gesprochen wird. Narzisstische Demonstration theoretisch brillanter Ideen oder Darstellung spektakulärer Fälle lagen Jaspers fern. Er betrachtete vielmehr jede minutiös erarbeitete Fallgeschichte als für den Erkenntnisfortschritt in der Psychiatrie unabdingbar. Dementsprechend heißt es bei Jaspers einmal gelegentlich einer Rechtfertigung der „Veröffentlichung langer Krankengeschichten“: „Wir bemerken noch ausdrücklich, daß die Krankengeschichten in keiner Beziehung für die angeschlossenen theoretischen Bemerkungen zurechtgestutzt sind. Vielmehr verfolgen wir das Ziel, ganz unabhängig von diesen [theoretischen Bemerkungen] in den Krankengeschichten ein auch für andere eventuell brauchbares objektives Material zu bringen. Wir möchten es als einen Vorteil angesehen wissen, daß die Krankengeschichten nicht Illustrationen einer bestimmten Auffassung sind“ (1910; 87). Die weitere Entwicklung von Karl Jaspers Forschungsinteressen war zunächst dadurch bestimmt, dass er sich den Biographien bedeutender Menschen zuwandte, wobei vor allem seine Pathographie „Strindbergh und van Gogh. Versuch einer pathographischen Analyse unter vergleichender Heranziehung von Swedenborg und Hölderlin“ (1922) zu nennen ist. Schließlich wurde aus dem Heidelberger Psychologen dann der in Basel lehrende Philosoph. Diese Hinwendung zur Philosophie mag die Zurkenntnisnahme durch Soziologen behindert haben.

Am bedeutsamsten für die Einführung und Entwicklung einer biografischen Methodik war um die Jahrhundertwende jedoch die Psychoanalyse Sigmund Freuds, da sie ein autobiografisches Verfahren darstellt. Mit der Etablierung der psychoanalytischen Behandlungsmethodik wurde auf das Studium eines einzelnen Menschenlebens so viel Zeit und Mühe verwendet, wie noch nie zuvor in der Geschichte (vgl. Schraml 1965; 260). Ausführliche Erzählungen aus der Lebensgeschichte spielten bei der Begründung der Psychoanalyse von Anfang an eine wichtige Rolle. Schon in den frühen „Studien über Hysterie“ (1895) mit den Krankengeschichten der Anna O., Emmy von N., Miss Lucy, Katharina und Elisabeth von R. zeigte sich die herausragende Rolle von Erzählungen aus der Lebensgeschichte als Erfahrungsmaterial und Heilungsverfahren. Die Wirkung dieser Krankengeschichten, die nach Freuds Worten

„wie Novellen zu lesen“ sind (Bude 1993; 3), lässt sich kaum überschätzen. Wichtig war weniger Freuds Vorstellung, dass alle wesentlichen Persönlichkeitszüge ein für allemal durch die in der Kindheit durchlebten Triebkonstellationen festgeschrieben sind. Vielmehr machte es die theoretisch-methodische Zentralstellung der Lebensgeschichte in der Psychoanalyse möglich, den Jedermannsbiografien ein Ausmaß an Zeit und Mühe zuzuwenden, das in der frühen Biografik nur den bedeutsamen Personen der Geschichte und Kultur zuteil geworden war. Damit hat die Psychoanalyse „zur inzwischen gängigen Alltags(selbst)wahrnehmung beigetragen, daß jedermann eine Biographie hat“ (Fuchs-Heinritz 2000; 85).

### **6. 1910-1933: Frühformen der Lebensverlaufsforschung und Biografieforschung in Psychologie, Psychiatrie und Pädagogik**

Mit den fehlgeschlagenen „Untersuchungen über Auslese und Anpassung (Berufswahl und Berufsschicksal) der Arbeiter in den verschiedenen Zweigen der Großindustrie“ ist für einen längeren Zeitraum bereits schon das letzte namhafte soziologische Forschungsprojekt erwähnt, das eine Affinität zu lebenslaufsoziologischen Fragestellungen und zur biografischen Methode hatte. Von 1910 bis zum Ende der Weimarer Republik vollzog sich die Entwicklung der deutschen Soziologie nahezu ausschließlich auf der Ebene einer theoretischen Disziplin. Auf den Soziologentagen, welche die 1909 gegründete „Deutsche Gesellschaft für Soziologie“ abhielt, wurde die Rolle der empirischen Sozialforschung hin und wieder allgemein diskutiert, „but not one paper delivered at the meetings was actually based on an empirical study“ (Schad 1972; 1).

Susanne Petra Schad weist in ihrer Studie „Empirical Social Research in Weimar-Germany“ darauf hin, dass eine Menge sozialer Probleme von deutschen Soziologen durch Rückgriff auf die empirische Sozialforschung hätten untersucht werden können, dass es aber bis 1930 keine einzige autoritative Studie eines Soziologen zu diesen zentralen Problemen gegeben habe. Psychologie, Pädagogik und Psychiatrie begannen zusammen mit Statistik, Ökonomie und Strafrecht diese Problembereiche systematisch zu erforschen, bevor sich die Soziologie selbst als akademische Disziplin konstituiert hatte. Und bevor die Soziologie ihre Anerkennung als etabliertes Fach erlangte, konnten die genannten Disziplinen erfolgreich einen soliden Grundstock empirischer Forschungsdaten über die Themengebiete Bevölkerung, Schichtung, Bevölkerungswanderung, Konjunkturschwankungen, Kriminalität, Selbstmord, Prostitution, soziale Bedingungen psychischer und physischer Gesundheit, Wirkung der Armut auf das Lernen, die Schulleistung, die Intelligenz usw. sammeln (Schad 1972; 8). Themen, die heute selbstverständlich den Gegenstandsbereich der empirischen Sozialforschung ausmachen, wurden also vor 1933 systematisch außerhalb der deutschen Soziologie untersucht. Die Entwicklung dieser ‚nichtsoziologischen Sozialforschung‘ soll hier nur insofern dargestellt werden, als auf exemplarische Studien verwiesen wird, in denen Frühformen der Biografieforschung und der Lebensverlaufsforschung realisiert wurden.

Die Plausibilität von Schads These zeigt sich schon bei einem Vergleich der „Kölner Vierteljahreshefte für Soziologie“ (1921-1934) mit der „Zeitschrift für angewandte Psychologie“. In den „Kölner Vierteljahresheften“ finden sich bis 1934 lediglich vier empirische Studien (Mombert 1921; Schneider 1927; Sorokin 1928; Nothaas

1931), wovon nur zwei Frühformen der Lebenslaufforschung darstellen. Es handelt sich einmal um den 1927 veröffentlichten Aufsatz Kurt Schneiders, der auf eine im Jahr zuvor selbständig veröffentlichte Studie über „Persönlichkeit und Schicksal eingeschriebener Prostituiertes“ zurückgeht, und die ebenfalls auf einer Buchveröffentlichung basierende Studie „Sozialer Auf- und Abstieg im deutschen Volk“ von Nothaas. Beide Autoren waren aber in anderen Disziplinen als der Soziologie beheimatet: Schneider war außerordentlicher Professor für Psychiatrie an der Universität Köln, und der „wissenschaftliche Hilfsarbeiter Dr. J. Nothaas“ war am Statistischen Landesamt Bayern tätig. Die Studie über „Aufstieg und Abstieg im deutschen Volk“ wertet die Angaben von 11.000 „bekannten Persönlichkeiten“ eines Zeitgenossenlexikons der Geburtsjahrgänge 1840-1890 aus und ist an einer „Statistik der Entwicklung“ interessiert. Für Nothaas bedeutete dies, den „sozialen Werdegang für die einzelnen Individuen“ und die Werdegänge in „ihrem wirklichen Ablauf“ zu erfassen. Während die sorgfältige Arbeit von Nothaas als Beispiel für den Zusammenhang zwischen der sozialen Mobilitätsforschung mit der späteren quantitativen Lebensverlaufsforschung herangezogen werden kann, ist Schneiders Studie ein Beispiel für eine Frühform der Biografieforschung. „Persönlichkeit und Schicksal eingeschriebener Prostituiertes“ basiert auf Unterhaltungen mit siebzig Prostituierten, wobei die Gespräche „sehr viel Platz zu einer völlig ungezwungenen, ausführlichen Vorgeschichte“ ließen, und eine Fragebogenvordruck nur dazu diente, „keine wichtigen Punkte unberührt zu lassen“ (Schneider 1926; 2). Neben den „Unterredungen“, von denen charakteristische Äußerungen „möglichst wortgetreu“ wiedergegeben sind, wurden Gerichts- und Fürsorgeakten als „objektives“ Material bei der Untersuchung herangezogen. Schneider sieht den „wichtigsten“ Teil seiner Arbeit darin, „die 70 Lebensläufe nicht nur mit besonderer Sorgfalt ausgearbeitet, sondern auch ganz ausführlich wiedergegeben“ zu haben. Die „Schilderung der Einzelschicksale“ könne von „keiner Statistik jemals ersetzt werden“ (1926; 5). Folgerichtig hebt das Vorwort der Arbeit mit dem Satz an: „Der Schwerpunkt dieser Arbeit liegt in den Lebensläufen, und wenn ich ihr einen Wunsch mit auf den Weg geben darf, so ist es der, dass diese Lebensläufe gelesen werden“ (1926; VII).

Während man in dem sozialwissenschaftlichen Publikationsorgan lange nach entsprechenden empirischen Studien suchen und sich dann mit den Arbeiten von Schneider und Nothaas bescheiden muss, führt die Durchsicht der „Zeitschrift für angewandte Psychologie“ zu spannenderen Resultaten: Man trifft auf die Studie „Die öffentliche Persönlichkeit: Statistische Untersuchungen an geistigen Führern der Gegenwart“ (Giese 1928), in der auf „biographischer Grundlage“ Daten zur sozialen Herkunft, zum Bildungsgang, zum Heiratsverhalten und zu den Freizeitgepflogenheiten von Künstlern, Geisteswissenschaftlern, Naturwissenschaftlern, Technikern und Personen des „praktischen Lebens“ erhoben wurden. Und man stößt immer wieder auf Aufsätze mit Titeln wie: „Schulleistung, Berufswahl und Lebensleistung ehemaliger Gymnasialabiturienten“ (Liselotte Gentzkow 1936), „Schulleistung und Lebensleistung ehemaliger Mittelschüler“ (Frieda Krehl 1939; vgl. auch Werner Lottmann 1934 und Hermann Kramm 1936) oder „Beziehungen zwischen Schulleistungen und Lebensleistungen. Geprüft an 10 Abiturientenjahrgängen, 1891-1900, von 250 Schulen mit 37.242 Schülern“ (Lotte Rosenow 1936).

Wie diese Studien vorgehen, lässt sich an der letztgenannten Arbeit von Lotte Rosenow gut demonstrieren: Sie erhob bei den zum Zeitpunkt der Durchführung der

Untersuchung zwischen dem 50. und 65. Lebensjahr stehenden Personen die soziale Herkunft, die Note im Abschlusszeugnis bzw. den im letzten Schuljahr innegehabten Klassenrangplatz und die höchste im Beruf erreichte Stellung und bezeichnende Daten des beruflichen Scheiterns, um dann die Korrelation von Schul- und Lebensleistung zu prüfen. Dabei fand sie heraus, dass die Einser-Abiturienten besonders häufig bei den Universitätsprofessoren, Juristen und Philologen vertreten waren, katholische und evangelische Geistliche, Ärzte und Ingenieure hatten dagegen schlechtere Abiturnotenprofile (Rosenow 1936; 137). Die anderen Untersuchungen, die ebenfalls auf den Zusammenhang zwischen Schul- und Lebensleistung zielen, erheben weitere Ereignisse aus der „Gesamtlebensbahn“ (die Einstellung der Eltern zu den Berufsplänen; die Datierung der Berufswahl; die Berufszufriedenheit). Faszinierend sind diese Forschungen deshalb, da in ihnen Vorformen einer quantitativ orientierten Lebensverlaufsanalyse entwickelt wurden. Hervorgegangen waren diese Arbeiten aus der damaligen Schulreformediskussion, in der einige dem Kultus der genialen Einzelpersonlichkeit zuneigende Gelehrte wie Wilhelm Ostwald eine weitergehende Verschulung ablehnten. Ostwald glaubte, „mit mathematischer Sicherheit“ angeben zu können, dass „aus einem Schulumterknaben hernach sicherlich nichts Besonderes wird“ (Ostwald zitiert nach Gentzkow 1936; 2). Dies motivierte psychologisch und erbpsychologisch orientierte Forscher, entsprechende Untersuchungen über die Beziehungen zwischen Schulbegabung und nachschulischem Leben zu initiieren, wobei die oben genannten Arbeiten großteils aus einem groß angelegten Untersuchungsvorhaben von Günther Just (1939) stammen, der damals mit Unterstützung der „Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft“ Schulleistung, Berufswahl und Lebensleistung von ehemaligen Gymnasiasten untersuchte.

### **7. Die Arbeiten der Wiener Gruppe um Charlotte Bühler und die Wirtschaftspsychologische Forschungsstelle von Paul F. Lazarsfeld**

Eine größere Offenheit gegenüber biografischer Forschung findet sich in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts zum einen in den Vereinigten Staaten, was später noch kurz thematisiert werden wird, und dann in Österreich. Hier sind die Arbeiten der Wiener Gruppe um Charlotte Bühler zu erwähnen. Charlotte Bühler hatte sich 1920 in Wien mit einer Arbeit über „Entdeckung und Erfindung in Literatur und Kunst“ habilitiert und wandte sich in den Folgejahren unter Heranziehung von Tagebüchern Jugendlicher entwicklungspsychologischen Fragestellungen zu (Bühler 1922, 1925, 1928 und 1929; vgl. dazu Paul 1979/2; 18-24). 1933 veröffentlichte sie dann die für den Beginn der biografischen Forschung grundlegende Arbeit „Der menschliche Lebenslauf als psychologisches Phänomen“, in der Autobiografien und Lebensläufe von Personen unterschiedlichster Berufsgruppen untersucht wurden.

In Anknüpfung an fallorientierte Techniken der Datenerhebung der Medizin und Psychiatrie unternahm Bühler den interessanten Versuch, auf der Basis der Unterscheidung von „objektiven“ und „subjektiven“ Daten und des „Werkaspektes“ Lebensgeschichten mit anamnестischen Methoden auszuwerten.<sup>1</sup> Damit beschränkt sie

1 Unter Rückgriff auf Karl Bühlers „Krise der Psychologie“ (1929) differenzierte Charlotte Bühler bei der Untersuchung der Lebensläufe drei Aspekte: „Äußere“ oder „objektive Daten“, wie der Tag, an dem ein Arbeiter in eine Fabrik eintritt oder ein Rechtsanwalt seine Kanzlei eröffnet. „Innere Daten“ bzw. das „Erlebnis“ betreffende Daten, „z. B. eine dokumentarisch nachweisbare Äußerung dieser Männer über ihre Zufriedenheit mit ihrer Arbeit.“ Schließlich Daten über „Werk und Leistung des Individuums“:

einen produktiven Mittelweg zwischen Einzelfallanalyse und statistischer Aggregation. In der Argumentation sozialpsychologisch orientiert, gelang es in der Veröffentlichung „Der menschliche Lebenslauf“ zum ersten Mal, „Grundstrukturen von Lebensverläufen“, typische berufsbiografische Verläufe und Karrierestrukturen zu unterscheiden sowie thematisch das gesamte Feld der Lebenslauf- und Biografieforschung abzustecken.

Bühlers Studie basierte auf einer breit angelegten Forschungsarbeit. Sie konnte auf zahlreiche Einzelstudien eines großen Mitarbeiterinnenkreises zurückgreifen: Marie Jahoda-Lazarsfeld hatte Lebensgeschichten von „einfachen alten Leuten“ erhoben, und promovierte 1933 in Wien mit den Untersuchungsergebnissen dieses Forschungsprojekts („Anamnesen im Versorgungshaus“). Margarete Andics erhob „Anamnesen von Lebensmüden“. Margarete Schmidt untersuchte Konversionsbiographien. Lebensläufe von Sportlern, Arbeitern, Bauern, Philosophen und Geschäftsleuten, Politikern und Journalisten, Technikern und Schauspielern wurden erforscht von Frieda Sack, Gertrud Wagner, Martha Fischer, Paula Klein, Hedwig Kramer und Grete Mahrer. Karrieren von Frauen wurden von Lotte Fischer, Elizabeth G. Barnes und Maria Schalit untersucht. Else Frenkel und Egon Brunswik entwickelten in ihrer Arbeit „Das Lebenswerk. Untersuchungen über Lebenslauf, Werk und Erfolg“ die Methode der „Werkstatistik“. Dass all diese Arbeiten hier nicht bibliographisch nachgewiesen werden können, hängt damit zusammen, dass sie zwar in psychologischen Fachzeitschriften der 1930er Jahre Erwähnung finden, jedoch zum überwiegenden Teil nicht zur eigenständigen Veröffentlichung gelangten (vgl. dazu auch Frenkel 1936). 1937 erschien ein erster Band der von Charlotte Bühler und Else Frenkel geschaffenen Reihe „Psychologische Forschungen über den Lebenslauf“ (Frenkel/Weisskopf 1937). Geplant waren weitere Veröffentlichungen mit Themen wie „Das Problem des Phasenaufbaues im menschlichen Leben“, „Die Dimensionen des menschlichen Lebenslaufes“, „Pubertät und Lebenslauf“, „Beruf und Lebenslauf“, „Das Problem des Kurzlebens“ etc. Doch Folgebände kamen wegen der nationalsozialistischen Machtergreifung nicht mehr zur Veröffentlichung. Charlotte Bühler setzte nach der Emigration ihre Arbeit in den Vereinigten Staaten fort.

Wissenschaftsgeschichtlich besonders interessant ist, dass sowohl bei den Untersuchungsvorhaben Charlotte Bühlers wie in den frühen Lebensverlaufsuntersuchungen der deutschen Psychologie, die bereits dargestellt wurden, Frauen in grosser Zahl vertreten sind. Im deutschsprachigen Raum waren es somit zum überwiegenden Teil Frauen, welche die frühe Biografie- und Lebenslaufforschung initiiert und betrieben haben. Für den Anstoß zu ihrer wissenschaftlichen Arbeit dürfte entscheidend gewesen sein, dass sich mit ihrer Zulassung zum Universitätsstudium objektiv neue Karriereperspektiven eröffneten. Den ersten Generationen studierender Frauen stellte sich kollektiv das Handlungsproblem der habituellen Aneignung der neuen Perspektiven. Von einem sozialhistorisch einzigartigen Prozess der Veralltäglichsung berufsbiografischer Perspektiven erfasst, waren sie vor die Aufgabe gestellt, sich die neuen Möglichkeiten zu erschließen und innerlich anzueignen, was sie in besonderem Maße zu wissenschaftlicher Innovation auf dem Gebiet der Lebenslauf- und Biografieforschung befähigte. Der großen Beteiligung der Frauen an der Biografieforschung

---

„ein von dem Arbeiter hergestellter Bestandteil eines Stücks, bzw. ein vom Rechtsanwalt erledigter Akt wäre ein Werk“ (Frenkel/Weisskopf 1937: V).

müsste gesondert nachgegangen werden, was zudem aufgrund der herausragenden Qualität der Arbeiten der ersten Generationen studierender Frauen ein lohnendes Unterfangen sein dürfte.

Zu den am Bühler-Institut tätigen Personen zählte auch Paul F. Lazarsfeld, der es wie kein anderer verstand, statistische Materialien und Fallstudien zu verbinden und natürliche mit experimentellen Daten zu kombinieren. Er gründete 1927 die „Wirtschaftspsychologische Forschungsstelle“ in Wien. Dort entstand ein Ansatz empirischer Sozialforschung, der ähnlich wie derjenige von Schnapper-Arndt undogmatische Methodenkombinationen vorsah und in dem der „oft behauptete Widerspruch zwischen ‚Statistik‘ und phänomenologischer Reichhaltigkeit“ von Anbeginn aufgehoben war, „weil gerade die Synthese der beiden Ansatzpunkte als die eigentliche Aufgabe erschien“ (Jahoda/Lazarsfeld/Zeisel 1933; 14). Einmal ging es darum, „natürliche“ Daten (die Buchhaltung eines Vereins, eine Bibliotheksstatistik) mit „experimentellen“ Daten (Antworten auf Fragebogen) zu kombinieren. Dann ging es darum, sowohl „objektive“ Daten (etwa Gesundheitsstatistiken) mit „subjektiven“ Daten (persönliche Interviews) zu verbinden. Und schließlich sollte „Statistik und einführende Beschreibung von Einzelfällen“ betrieben werden (Jahoda/Lazarsfeld/Zeisel 1933; 15). Eine eindrucksvolle Umsetzung erfuhr diese Methodenkombination in der berühmten Studie „Die Arbeitslosen von Marienthal“ (1933), in der bei der Bildung von Haltungstypen zur Arbeitslosigkeit auch „Lebensgeschichten“ Verwendung fanden: „Wir haben ausführliche Lebensgeschichten von 32 Männern und 30 Frauen aufgenommen. Deren Bedeutung liegt vor allem darin, daß über ganze Lebensläufe berichtet wurde. Kommt man dann auf die Zeit der Arbeitslosigkeit zu sprechen, so ist man bereits im Zug des Erzählens, und es fällt – vor allem, weil das Gespräch dann schon über Vergleichsmaterial verfügt –, sehr leicht, dem Arbeitslosenerlebnis Ausdruck zu geben; würde man unmittelbar nach der Arbeitslosigkeit fragen, so wäre verlegenes Schweigen oder wären Redensarten die häufigste Antwort“ (Jahoda/Lazarsfeld/Zeisel 1933; 26 f.). Vergleicht man damit das Vorgehen einiger neuerer Projekte der Biografieforschung, die statt der Frage nach der ganzen Lebensgeschichte den Weg der thematischen Fokussierung nach dem Schema: ‚Erzählen Sie, wie Sie arbeitslos geworden sind‘ gewählt haben, dann kann man in etwa ermessen, mit welcher methodischen Sensibilität damals gearbeitet wurde.

Wie Charlotte Bühler emigrierte auch Paul F. Lazarsfeld. Er gründete schließlich 1944 an der Columbia University das „Bureau of Applied Social Research“, kam aber nur noch gelegentlich auf die qualitative Forschung zurück (vgl. Barton/Lazarsfeld 1955).

## **8. Kurzer Ausblick auf die weitere Geschichte der Biografieforschung: Vereinigte Staaten, Polen und Deutschland**

Die weitere Geschichte der Biografieforschung ist bekannt: In Amerika ist die Entwicklung der empirischen Sozialforschung zunächst von einer ungemeinen Ausweitung sozialwissenschaftlicher Aktivitäten durch die Übersichtsstudie des „social survey“ geprägt, bis sich an diese Frühphase zwei Übergänge zur modernen Sozialforschung anschlossen: Zum einen die Entwicklung der Meinungsforschung (vgl. Kern 1982; 190 ff.), zum anderen die qualitative Forschung der Chicago-School. Nach der Veröffentlichung von „The Polish Peasant in Europe and America“ (1918-1920) von



William I. Thomas und Florian Znaniecki entwickelte sich die Chicago-School als Zentrum der qualitativen Forschung. Hier wurden im sozialen Leben selbst entstandene und vorhandene Dokumente („undesigned records“) und Lebensgeschichten als „perfect type of sociological material“ (Thomas/Znaniecki 1918-1920/II; 1832) betrachtet. Es entstanden vor allem in den 1920er Jahren zahllose Studien zu Problemen der Großstadt, der Migranten und Schwarzen und der Jugendkriminalität, die mit qualitativen Methoden angegangen wurden, wobei teilnehmende Beobachtung und persönliche Dokumente eine große Rolle spielten (vgl. Paul 1979/1; 233 ff.). Ende der 1930er Jahre ging dann die Bedeutung der Chicago-School zurück, die Entfaltung biografischer Forschung in den USA wurde verunsichert. Der Forschungstypus blieb bis Ende der 1970er Jahre nur in der Nische des symbolischen Interaktionismus erhalten.

Über die Lehrtätigkeit Znanieckis in seinem Heimatland hat sich dann nur in Polen ab den 1920er Jahren eine nationale Sondertradition biografischer Forschung entwickelt. So wird manchmal mit Blick auf die „biographische Methode“ (Szcepanowski 1974) auch von der „méthode polonaise“ (Markiewicz-Lagneau 1976) gesprochen. In Polen war die Sammlung von Autobiografien breiter Bevölkerungsgruppen mittels öffentlicher Wettbewerbe seit den 1930er Jahren eine Hauptmethode der Beschaffung soziologischer Materialien, wobei allein zwischen 1945 und 1989 in annähernd 1.600 Wettbewerben ungefähr 500.000 lebensgeschichtliche Dokumente zusammen getragen wurden (vgl. Lubas-Bartoszyńska 1994; 241). Wegen der seltenen Polnischkenntnisse der Sozialwissenschaftler hatte diese nationale Sondertradition jedoch keinen Einfluss auf die europäische und internationale Entwicklung.

Erst Ende der 1970er und zu Beginn der 1980er Jahre kam es dann in Westdeutschland, Frankreich, Italien, Kanada und England zu einem Aufschwung der Biografieforschung. Sie war in Deutschland das Resultat einer Reorganisation von Wissenselementen der herkömmlichen Spezialsoziologien. Klassische Lebensabschnittssoziologien wie Jugend-, Familien- und Alterssoziologie gaben ihre Perspektivenverengung auf eine spezifische Lebensphase auf, um das Ganze des Lebenslaufs soziologisch in den Blick zu bekommen. Zudem etablierte sich die quantitative Lebensverlaufsforschung, die zunächst von Karl Ulrich Mayer am Berliner Max-Planck-Institut für Bildungsforschung etabliert wurde und dann von 1988 bis 2001 im SFB 186 „Statuspassagen und Risikolagen im Lebensverlauf“ unter der Leitung von Walter R. Heinz an der Universität Bremen mit der Programmatik einer Integration quantitativer und qualitativer Methoden ergänzt wurde.

## 9. Resümee

Lässt man die Fakten zur Entwicklung der Biografie- und Lebensverlaufsforschung in der deutschen Soziologie im Vergleich zur Entwicklung in den Nachbardisziplinen und den anderen Ländern noch einmal Revue passieren, so drängen sich mehrere Schlussfolgerungen auf: Die hier vorgenommene Nachzeichnung der deutschen Entwicklung legt zunächst keine Neubewertung des bekannten Sachverhalts nahe, dass die volle Entfaltung der Biografieforschung im Chicago der 1920er Jahre stattfand und somit die Vereinigten Staaten das Ursprungsland der herkömmlich so genannten „biographischen Methode“ sind. Gewiss erschien Gottlieb Schnapper-Arndts „Nährkele“ bereits im Jahr 1904, und mit Verweis auf Paul Göhres Veröffentlichungen von

Arbeitermemoiren in den Jahren 1903 bis 1911 ließe sich möglicherweise formal ebenso auf einen Zeitvorsprung in der Zuwendung zu autobiografischen Materialien in Deutschland schließen. Eine solche Argumentation vergisst jedoch, dass Paul Göhre als Theologe und späterer Generalsekretär des Evangelisch-sozialen Kongresses ein Außenseiter war und dass auch Schnapper-Arndt als ein „origineller Kauz“ galt, wobei man sogar soweit ging, seine Vorliebe für genaues Arbeiten „als ein biologisches („rassisches“) Erbteil“ zu betrachten, denn er war Jude (Oberschall 1965; 129). Selbst wenn man den Blick auf die zweite Phase biografischer und lebenslaufsoziologischer Arbeit im deutschsprachigen Raum der 1930er Jahre richtet, die primär von Frauen initiiert wurde, fällt auch hier auf, dass diese neue Welle der Beschäftigung mit Lebensgeschichten und -läufen nicht vom etablierten Zentrum der sozialwissenschaftlichen Forschung ausging. Diese Bewegung wurde von den Newcomern im Wissenschaftsbetrieb getragen, den ab 1908 in Preussen zum Studium zugelassenen Frauen. Auch der zweite, ungleich kraftvollere Schub der Entwicklung von Biografieforschung und Lebenslaufsoziologie im deutschsprachigen Raum ist also das Werk von begabten Außenseiterinnen.

Die Vorrangstellung der Vereinigten Staaten gegenüber dem deutschsprachigen Raum basiert auf verschiedenen Faktoren: Einmal spielt sicher eine Rolle, dass das soziologische Institut der Universität Chicago 1893 gegründet wurde, während die Institutionalisierung der deutschen Soziologie erst in der Weimarer Republik stattfand (vgl. Sutherland 1978; 286 f., Fornfeld/Lückert/Wittebur 1986). Sodann ist in Rechnung zu stellen, dass das über Jahrhunderte hinweg durch feudale Strukturen bestimmte Europa eher zur Entwicklung strukturlastiger Sozialtheorien eines Marx oder Durkheim neigte (vgl. Mikl-Horke 2001; 175 ff.) und von daher eine antibiografische Hypothek existierte, während das Einwanderungsland USA zunächst von geschichtlichen Traditionen unbelastet war, was eine sozialpsychologischere und biografiefreundlichere Theorieentwicklung begünstigte. Strukturen und Institutionen hatten in der amerikanischen Soziologie zunächst nicht den Stellenwert und die Bedeutung wie in der europäischen Soziologie, die das Soziale eher als vom Individuum losgelöstes Kollektivbewusstsein betrachtete denn als Produkt von Interaktionen wie bei George Herbert Mead.

Der wichtigste Grund für die verspätete Hinwendung zur Biografieforschung in Deutschland dürfte jedoch damit zusammen hängen, dass die Entwicklung der empirischen Sozialforschung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts durch eine zögerliche Annäherung an das Forschungsobjekt charakterisiert war, da der Verein für Sozialpolitik jene merkwürdige Konzeption einer Arbeiterforschung ohne Arbeiter besaß, bei der Arbeitgeber über Arbeiter Auskunft gaben. Eine solche Reserve gegenüber direkter Befragung und teilnehmender Beobachtung einfacher Bevölkerungsgruppen zeigt sich weder in Frankreich (man denke an Le Play) noch in England (vgl. Kern 1982; 67 ff.) oder in den Vereinigten Staaten. Max Weber war Anfang der 1890er Jahre der erste, der mit „Angaben aus Arbeitermund“ arbeitete, wobei sich die direkte Befragung offenbar erst mit Beginn des 20. Jahrhunderts auf breiter Basis durchsetzte. Evident ist, dass die Vorbehalte gegenüber einer Direktbefragung einen Hemmschuh für die Entwicklung der Biografieforschung darstellen. Wie hätte sich eine Erforschung von Jedermannsbiografien entwickeln können, wenn die direkte Kontaktaufnahme mit den „Namenlosen“ (Werner) in der Wissenschaft selbst als „abenteuerliches Verfahren“ (Schnapper-Arndt) galt?

Es ist also die für Deutschland eigentümliche, bis ins Ende des 19. Jahrhunderts währende Zurückhaltung gegenüber Direktbefragungen, die die Entwicklung der Biografieforschung zu einem erheblichen Teil verzögert hat. Beginnend mit den „statistischen Kleingemälden“ Schnapper-Arndts und fortgeführt mit den zwischen Biografieforschung und Lebensverlaufsstudien angesiedelten Arbeiten der ersten Generationen der Frauen, dürfte mit der Verwendung von „Lebensgeschichten“ in der Gruppe um Paul F. Lazarsfeld dann zu Beginn der 1930er Jahre das Niveau erreicht gewesen sein, das die Verwendung von Lebensgeschichten in der Chicago-School in den 1920er Jahren in den USA hatte.

Betrachtet man nun die Anfänge der Entwicklung der Lebensverlaufsforschung in der deutschen Soziologie im Vergleich zu Parallelentwicklungen in den Nachbardisziplinen, so ergibt sich zunächst ein positiver Befund. Wie in dem Projekt zu „Berufswahl und Berufsschicksal der Arbeiter in der Großindustrie“ (1909-1912) der Brüder Weber sichtbar wird, ist dem Vorhaben eine lebensverlaufsoziologische Perspektive eigen, die durch die Lektüre der Arbeitermemoiren angeregt worden war. Göhres Sammlung von Arbeiterlebenserinnerungen führte zwar nicht zur Institutionalisierung der Biografieforschung, aber sie regte früh zur Ausformulierung eines Forschungsprojektes mit einer lebenslaufsoziologischen Perspektive an. Das Projekt der Brüder Weber blieb jedoch ein Einzelprojekt, dem 1930 lediglich die Studie von Nothaas folgte, eine am „sozialen Werdegang“ der Individuen orientierte ausgezeichnete Arbeit, die den ursprünglich engen Zusammenhang von Mobilitätsforschung und späterer quantitativer Lebensverlaufsforschung belegt. Wesentlich mehr Studien der sich formierenden Lebensverlaufsforschung erschienen jedoch in der „Zeitschrift für angewandte Psychologie“, wobei die Arbeiten der Schule um Charlotte Bühler das Bild vervollständigen, dass in der Psychologie ein stärkerer Antrieb zur Etablierung einer Lebensverlaufsforschung am Werke war als in der Soziologie.

Man kann die stärkere Hinwendung zur Lebensverlaufsforschung in der Psychologie und auch der Psychiatrie natürlich damit in Verbindung bringen, dass es sich um Nachbardisziplinen handelt, in denen der einzelne Mensch bzw. das Individuum im Mittelpunkt des Interesses stehen, während sich die Soziologie in ihrer Formationsphase als „Gesellschaftslehre“ und „Gesellschaftswissenschaft“ begriff. Aber diese Teilantwort geht zu schnell über den wichtigen Sachverhalt hinweg, dass sich nämlich die deutsche Soziologie in den ersten drei Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts nur zögerlich der sozialen Wirklichkeit zuwandte, während die deutsche Psychologie und Psychiatrie der ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts durch eine vorbehaltlose Hinwendung zur Empirie charakterisiert waren, was beides beinhaltete, nämlich Vorformen einer quantitativ orientierten Lebensverlaufsforschung ebenso wie einen starken qualitativen, biografischen Ansatz. Wie der Vergleich zwischen den Beiträgen in der „Zeitschrift für angewandte Psychologie“ und den „Kölner Vierteljahresheften“ zeigt, dominiert in der Soziologie ein wenig erfreulicher Hang zu theoretischen Abhandlungen, während in der Psychologie eine bedingungslose Hinwendung zur Wirklichkeit und eine entschiedene Rezeption der modernen Techniken der Quantifizierung erfolgt. Die Jahre 1910 bis 1933 stellen in der deutschen Soziologie unsäglich magere empirische Jahre dar, nichtsoziologische Sozialforscher erschließen stattdessen das Feld und schaffen in dieser Zeit auch Ansätze für die Lebensverlaufs- und Biografieforschung.

Mit dem Befund eines verhaltenen Aufbruchs zur Biografie- und Lebensverlaufsforschung in der frühen deutschen Soziologie ist die Diskussion in der Dimension des Fach- und Ländervergleichs beendet. Angesichts der Existenz der jüngeren historischen Schule der deutschen Nationalökonomie hätte man aufgrund ihrer historischen, fallorientierten, induktiven und qualitativen Ausrichtung eine andere Entwicklung erwarten können (vgl. dazu Bonss 1982; 97 ff.; ähnlich Papcke 1986; 3), nämlich dass die historische Schule der Nationalökonomie für die Entwicklung von Biografieforschung und qualitativer Sozialforschung ein guter Nährboden hätte sein müssen. Der historischen Schule der Nationalökonomie verdankt die deutsche Soziologie Max Weber, und das ist nicht wenig. Aber Webers Sehnsucht nach „massiver Erfassung der Realitäten“ (1919 in einem Brief an Richard Ehrenberg; zitiert nach Hennis 1986; 126) findet bei den deutschen Soziologen der ersten Generation keine Entsprechung, und man kann nur auf die zweite Generation verweisen, etwa Hans H. Gerth mit seiner Dissertation über „Bürgerliche Intelligenz um 1800“ aus dem Jahr 1935 oder auf Theodor Geiger und seine Arbeiten, um wieder auf Personen mit ähnlichem empirischen Biss zu stoßen. Sieht man von Max Weber und den begabten Außenseitern Schnapper-Arndt und Göhre ab, dann muss das Gesamturteil wohl lauten, dass die historische Schule der deutschen Nationalökonomie ein Hemmschuh für die Entwicklung der deutschen Soziologie war. Sie hat eine vorbehaltlose Hingabe an die damals sich entwickelnden Techniken der Quantifizierung eher behindert als gefördert, und die bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts mit teilnehmender Beobachtung durchgeführten Untersuchungen waren nach einem Urteil Oberschalls nicht herausragend, sondern „mittelmäßig“ (1965; 124).

Kommt man auf die Frage zurück, ob eine sich als „Gesellschaftswissenschaft“ konstituierende Disziplin überhaupt eine größere Nähe zur Biografieforschung entwickeln kann, so dürfte die pragmatische Antwort lauten, dass zunächst der Entwicklung einer realistischen Biografieforschung nichts entgegengestanden hätte, die sich um eine Erforschung berufs- und milieuspezifischer Karriere- und Lebensverlaufsmuster gekümmert hätte. Werner hatte schon 1895 formuliert, dass „jede Zeit und in ihr wieder jeder Stand (...) einen Typus des Lebens (hat)“ (1895; 7), und welches reichhaltige Forschungsprogramm man damit hätte entfalten können, dies zeigen die vielen Studien der Schule um Charlotte Bühler. Dass sich eine solche Forschungsprogrammematik innerhalb der deutschen Soziologie nicht entwickelte, hängt wohl damit zusammen, dass in der Konstitutionsphase der deutschen Soziologie kollektivistische Alltagstheorien dominant waren und es erst relativ spät zur Ausformulierung soziologischer Konzeptionen kam, die einen auf die Idee hätten bringen können, dass die Beschäftigung mit Lebensgeschichten nicht zu unsoziologischen Einzelfallstudien über Individuen führen müssen. Eine solche Perspektive wurde aber erst relativ spät entwickelt, nämlich in dem 1928 von Karl Mannheim veröffentlichten Aufsatz über „Das Problem der Generationen“. Diese Arbeit öffnete ein Fenster für eine soziologisch verstandene Biografieforschung, da in ihr die Lagerung der Individuen im gesellschaftlich-historischen Lebensraum mit einer spezifischen Art des Erlebens, Denkens, Fühlens und Handelns in Verbindung gebracht wurde. Auch Max Webers verstehende Soziologie war in hohem Grade für die Biografieforschung offen, die freundschaftlichen Verbindungen von Weber zu Göhre, Jaspers und Gruhle sollten einen zudem aufhorchen lassen. Die Frage ist jedoch, ob die schon 1913 von Weber formulierte Position einer antikollektivistischen Soziologie große Breitenwirkung

hatte. So fortschrittlich seine Konzeption auch war, das „Einzelindividuum und sein Handeln“ nach unten und nach oben hin als „einzigen Träger sinnhaften Sichverhaltens“ zu betrachten (1916; 439), um den mit Kollektivbegriffen arbeitenden Gesellschaftswissenschaftlern ins Gewissen zu reden (vgl. dazu Vanberg 1975; 104), großen Einfluss hatte sie damals offenkundig nicht.

Blickt man zum Abschluss auf die heutigen Formen, Biografieforschung zu betreiben, dann wird deutlich, dass es durchaus sinnvoll wäre, sich einer in Vergessenheit geratenen Traditionslinie wieder zu erinnern, nämlich der anamnesticen Tradition der Biografieforschung, wie sie nach Kraepelin von Jaspers in der Psychiatrie entwickelt wurde. Diese Tradition wurde in der Psychologie über die Schule Charlotte Bühlers weitergeführt. In der anamnesticen Tradition ist die für Psychologie und Psychiatrie herkömmliche Trennung von Krankengeschichte und Befund, Lebensgeschichte und Analyse derselben das herausragende Merkmal. Diese Trennung von Falldarstellung und Fallinterpretation wurde deshalb als geboten angesehen, um den Lesern die Möglichkeit zu geben, sich unabhängig von den theoretischen Überlegungen des Verfassers über den Fall ins Bild zu setzen und die Interpretation des Verfassers kritisch nachvollziehen zu können. Die Falldarstellung sollte nicht nur sicherstellen, dass der Leser wusste, wovon überhaupt geredet wird, sondern es war so, dass Einzelfälle als Grundlage der Verständigung in der Disziplin angesehen wurden. Entsprechende Studien zu einem Problemkreis wurden damals mit einer Diskussion der bisher in der Literatur behandelten Fälle eröffnet, und anschließend wurden dann die neuen Fälle aus der eigenen Forschung vorgestellt (vgl. etwa Jaspers 1909). Und insofern jede Fallgeschichte als ein weiterer Baustein für den Erkenntnisfortschritt in der Psychiatrie galt, war das Ziel der Arbeit, eine Fallgeschichte so aufzubereiten, dass sie auch für andere brauchbar war. Es wurde dementsprechend großer Wert darauf gelegt, die Krankengeschichten vollständig zu verfassen, so dass sie nicht nur Illustrationen der theoretischen Ideen des Verfassers waren.

Diese in Psychologie und Psychiatrie selbstverständliche Trennung von Falldarstellung und Fallinterpretation wird in der heutigen Biografieforschung ganz selten praktiziert, es dominiert die Vermischung von Falldarstellung und Fallinterpretation. Wer Fallanalysen aus dem Umkreis der objektiven Hermeneutik oder auch aus dem Kreis um Fritz Schütze liest, wird feststellen, dass dort in der erdrückenden Mehrzahl der Fälle mit dem Abdruck der ersten Interviewsequenz oder mit der „schwer genießbaren“ strukturellen Beschreibung von Interviewtexten (Hermanns 1982; 140) begonnen wird. Über die Lebensgeschichte des Falles ist in der Regel vorab nichts Systematisches in Erfahrung zu bringen (vgl. als Ausnahme Wohlrab-Sahr 1993), erst nach und nach erfährt der Leser bruchstückhaft die Lebensgeschichte, so dass er, wenn er an einem Nachvollzug der Interpretation interessiert ist, zuerst die entscheidenden Fakten herausschreiben muss, um die Interpretation zu überdenken.

#### LITERATUR

- Barton, Allen H. und Lazarsfeld, Paul F. [1955]: Einige Funktionen von qualitativer Analyse in der Sozialforschung. S. 41-89 in: C. Hopf und E. Weingarten (Hg.): *Qualitative Sozialforschung*. Stuttgart 1993: Klett-Cotta (3. Aufl.).
- Bonss, Wolfgang, 1982: *Die Einübung des Tatsachenblicks: Zur Struktur und Veränderung empirischer Sozialforschung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Koch, Adelbert, 1929: Arbeitermemoiren als sozialwissenschaftliche Erkenntnisquelle. *Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik* 61: 128-170.
- Kramm, Hermann, 1936: Beruf, Schulleistung und Lehrplanwünsche ehemaliger Abiturienten. *Zeitschrift für angewandte Psychologie* 51: 65-127.
- Krehl, Frieda, 1939: Schulleistung und Lebensleistung ehemaliger Mittelschüler. *Zeitschrift für angewandte Psychologie* 57: 1-49.
- Lindenlaub, Dieter, 1967: Richtungskämpfe im Verein für Sozialpolitik: Wissenschaft und Sozialpolitik im Kaiserreich vom Beginn des ‚neuen Kurses‘ bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges (1890-1914). Teil I. Wiesbaden: Franz Steiner.
- Lindner, Rolf, 1990: Die Entdeckung der Stadtkultur: Soziologie aus der Erfahrung der Reportage. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Lottmann, Werner, 1934: Schulleistung und Lebensleistung ehemaliger Gymnasialabiturienten. *Zeitschrift für angewandte Psychologie* 47: 173-299.
- Lubas-Bartoszynska, Regina, 1994: Autobiographische Wettbewerbe und soziologische Biographieforschung in Polen nach 1945. *BIOS* 7: 240-254.
- Mannheim, Karl, 1928: Das Problem der Generationen. S. 509-565 in: Ders.: *Wissenssoziologie*. Berlin und Neuwied: Luchterhand.
- Markiewicz-Lagneau, Janina, 1976: L'autobiographie en Pologne ou de l'usage social d'une technique sociologique. *Revue française de sociologie* 17: 591-613.
- Mast, Peter, 1980: Künstlerische und wissenschaftliche Freiheit im Deutschen Reich 1890-1901. München (Diss.).
- Mayer, Karl Ulrich (Hg.), 1990: Lebensverläufe und sozialer Wandel. Anmerkungen zu einem Forschungsprogramm. S. 7-21 in: Ders. (Hg.): *Lebensverläufe und sozialer Wandel*. Sonderheft 31 der *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Mikl-Horke, Gertraude, 2001. *Soziologie: Historischer Kontext und soziologische Theorie-Entwürfe*. München/Wien: Oldenbourg (5. Aufl.).
- Misch, Georg, 1907/1 bis 1969/8: *Geschichte der Autobiographie*. Frankfurt am Main.
- Mombert, Paul, 1921: Zur Frage der Klassenbildung. *Kölner Vierteljahreshefte für Soziologie* 1: 40-44.
- Nothaas, J., 1930: Sozialer Auf- und Abstieg im Deutschen Volk. *Statistische Methoden und Ergebnisse*. H. 117 der *Beiträge zur Statistik Bayerns*. München: Statistisches Landesamt Bayern.
- Nothaas, J., 1931: Sozialer Auf- und Abstieg im deutschen Volke. *Kölner Vierteljahreshefte für Soziologie* 9: 61-81.
- Oberschall, Anthony, 1965: *Empirische Sozialforschung in Deutschland 1848-1914*. Freiburg/München 1997: Karl Alber.
- Papcke, Sven (Hg.), 1986: *Ordnung und Theorie: Beiträge zur Geschichte der Soziologie in Deutschland*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Paul, Sigrid, 1979/1 und 1979/2: *Begegnungen: Zur Geschichte persönlicher Dokumente in Ethnologie, Soziologie und Psychologie*. Band 1 und 2. Hohenschäftlarn: Klaus Renner.
- Popp, Adelheid, 1909: *Jugendgeschichte einer Arbeiterin*. München: Reinhart.
- Quetelet, Adolphe, 1835: *Soziale Physik oder Abhandlung über die Entwicklung der Fähigkeiten des Menschen*. Band 1 und 2. Jena 1914: Gustav Fischer.
- Rehbein, Franz, 1911: *Das Leben eines Landarbeiters*. Jena: Eugen Diederichs.
- Rosenow, Lotte, 1936: Beziehungen zwischen Schulleistungen und Lebensleistungen. Geprüft an 10 Abiturientenjahrgängen, 1891-1900, von 250 Schulen mit 37.242 Schülern. *Zeitschrift für angewandte Psychologie* 51: 128-143.
- Schad, Susanne Petra, 1972: *Empirical Social Research in Weimar-Germany*. Paris/The Hague: Mouton.
- Schäfer, Ursula G., 1970: *Historische Nationalökonomie und Sozialstatistik als Gesellschaftswissenschaften*. Marburg: Symon (Dissertation).

- Schnapper-Arndt, Gottlieb, 1888: Zur Methodologie sozialer Enqueten. S. 60-102 in: Ders.: Vorträge und Aufsätze. Herausgegeben von L. Zeitlin. Tübingen 1906: Verlag Lauppische Buchhandlung.
- Schnapper-Arndt, Gottlieb, 1904: Nährkele: Ein sozialstatistisches Kleingemälde aus dem schwäbischen Volksleben. S. 190-256 in: Ders.: Vorträge und Aufsätze. Herausgegeben von L. Zeitlin. Tübingen 1906: Verlag Lauppische Buchhandlung.
- Schneider, Kurt, 1926: Studien über Persönlichkeit und Schicksal eingeschriebener Prostituierten. Zweite, durchgesehene Auflage vermehrt um einen Anhang: Die späteren Schicksale: Katamnestiche Untersuchungen von Luise von der Heyden. Berlin: Julius Springer.
- Schneider, Kurt, 1927: Studien über Persönlichkeit und Schicksal eingeschriebener Prostituierten. Kölner Vierteljahreshefte für Soziologie 6: 274-278.
- Schraml, Walter J., 1965: Die Psychoanalyse und der menschliche Lebenslauf. *Psyche* 19: 250-268.
- Sorokin, Pitirim A., 1928: Arbeitsleistung und Entlohnung (Experimentelle Untersuchungen bei Kindern im Alter von 3-4 und von 13-14 Jahren). Kölner Vierteljahreshefte für Soziologie 7: 186-198.
- Sutherland, D. E., 1978: Wer rezipiert heute die europäische Soziologie? Bemerkungen über die Beziehungen zwischen europäischer und amerikanischer Soziologie. S. 262-297 in: W. Lepenies (Hg.): Geschichte der Soziologie. Band 4. Frankfurt am Main 1981: Suhrkamp.
- Szczepanski, Jan, 1974: Die biographische Methode. S. 226-252 in: R. König (Hg.): Handbuch der empirischen Sozialforschung. Band 4: Komplexe Forschungsansätze. Stuttgart: Enke/DTV.
- Thomae, Hans, 1952: Die biographische Methode in den anthropologischen Wissenschaften. S. 75-100 in: Ders.: Vita Humana. Beiträge zu einer genetischen Anthropologie. Frankfurt am Main/Bonn 1969: Athenäum.
- Thomas, William I. und Znaniecki, Florian, 1918-1920: The Polish Peasant in Europe and America. Volume One and Volume Two. New York 1974: Octagon Books.
- Thomas, William I. und Znaniecki, Florian, 1918: Der polnische Bauer in Europa und Amerika [Auszug aus der Methodological Note]. S. 63-85 in: W. I. Thomas: Person und Sozialverhalten. Hrg. von E. H. Volkart. Neuwied am Rhein 1965: Luchterhand.
- Thurnwald, Hilde, 1937: Menschen der Südsee: Charaktere und Schicksale. Ermittelt bei einer Forschungsreise in Buin auf Bougainville, Salomo-Archipel. Stuttgart: Ferdinand Enke.
- Vanberg, Viktor, 1975: Die zwei Soziologien: Individualismus und Kollektivismus in der Sozialtheorie. Tübingen: J.C.B. Mohr (Siebeck).
- Verein für Sozialpolitik, 1892: Die Verhältnisse der Landarbeiter in Deutschland. Erster Band. Schriften des Vereins für Socialpolitik Band LIII. Leipzig: Duncker & Humblot.
- Verein für Sozialpolitik, 1911: Verhandlungen des Vereins für Socialpolitik in Nürnberg 1911. Schriften des Vereins für Socialpolitik 138. Band. Leipzig 1912: Duncker & Humblot.
- Weber, Alfred, 1912: Das Berufsschicksal der Industriearbeiter. *Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik* 31: 377-405.
- Weber, Max, 1892a: Die Lage der Landarbeiter im ostelbischen Deutschland. Max Weber Gesamtausgabe I/3 Erster und Zweiter Halbband. Tübingen 1984: Mohr (Siebeck).
- Weber, Max, 1892b: Zur Rechtfertigung Göhres. S. 106-119 in: Ders.: Gesamtausgabe Abteilung 1 / Band 4 / Erster Halbband: Landarbeiterfrage, Nationalstaat und Volkswirtschaftspolitik: Schriften und Reden 1892-1899. Tübingen 1993: Mohr (Siebeck).
- Weber, Max, 1893: Die Erhebung des Evangelisch-sozialen Kongresses über die Verhältnisse der Landarbeiter Deutschlands. S. 206-219 in: Ders.: Gesamtausgabe Abteilung 1 / Band 4 / Erster Halbband: Landarbeiterfrage, Nationalstaat und Volkswirtschaftspolitik: Schriften und Reden 1892-1899. Tübingen 1993: Mohr (Siebeck).

- Weber, Max, 1894: Die deutschen Landarbeiter (Korreferat und Diskussionsbeitrag auf dem fünften Evangelisch-sozialen Kongress am 16. Mai 1894). S. 308-345 in: Ders.: Gesamtausgabe Abteilung 1 / Band 4 / Erster Halbband: Landarbeiterfrage, Nationalstaat und Volkswirtschaftspolitik: Schriften und Reden 1892-1899. Tübingen 1993: Mohr (Siebeck).
- Weber, Max, 1908: Methodologische Einleitung für die Erhebungen des Vereins für Sozialpolitik über Auslese und Anpassung (Berufswahl und Berufsschicksal) der Arbeiterschaft der geschlossenen Grossindustrie. S. 1-60 in: Ders.: Gesammelte Aufsätze zur Soziologie und Sozialpolitik. Tübingen 1988 (7. Aufl.): Mohr.
- Weber, Max, 1913: Über einige Kategorien der verstehenden Soziologie. S. 427-474 in: Ders.: Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre. Tübingen 1988 (7. Aufl.): Mohr.
- Werner, Richard M., 1895/1988: Biographie der Namenlosen. In: BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History, Heft 1, 67-119.
- Wetzell, Adolf, 1920: Über Massenmörder: Ein Beitrag zu den persönlichen Verbrechenursachen und zu den Methoden ihrer Erforschung. Berlin: Springer.
- Wohrab-Sahr, Monika, 1993: Biographische Unsicherheit. Formen weiblicher Identität in der „reflexiven Moderne“: Das Beispiel der Zeitarbeiterinnen. Opladen: Leske + Budrich.